

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 183. Bromberg, den 13. August 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(21. Fortsetzung.)

Dreizehntes Kapitel

Am andern Morgen war die Kommerzienrätin früher auf als gewöhnlich und ließ von ihrem Zimmer aus zu Treibel sagen, daß sie das Frühstück allein nehmen wolle. Treibel schob es auf die Verstimmung vom Abend vorher, ging aber darin fehl, da Jenny ganz aufrichtig vorhatte, die durch Verbleib auf ihrem Zimmer frei gewordene halbe Stunde zu einem Briefe an Hildegard zu benutzen. Es galt eben Wichtigeres heute, als den Kaffee mußevoll und friedlich oder vielleicht auch unter fortgesetzter Kriegführung einzunehmen, und wirklich, kaum daß sie die kleine Tasse geleert und auf das Tablett zurückgeschoben hatte, so vertauschte sie auch schon den Sofaplatz mit ihrem Platz am Schreibtisch und ließ die Feder mit rasender Schnelligkeit über verschiedene kleine Bogen hingleiten, von denen jeder nur die Größe einer Handfläche, Gott sei Dank aber die herkömmlichen vier Seiten hatte. Briefe, wenn ihr die Stimmung nicht fehlte, gingen ihr immer leicht von der Hand, aber nie so wie heute, und ehe noch die kleine Konsoluhr die neunte Stunde schlug, schob sie schon die Bogen zusammen, klopfte sie auf der Tischplatte wie ein Spiel Karten zurecht und überlas noch einmal mit halblauter Stimme das Geschriebene.

„Liebe Hildegard! Seit Wochen tragen wir uns damit, unsren seit lange gehegten Wunsch erfüllt und Dich mal wieder unter unsrem Dache zu sehen. Bis in den Mai hinein hatten wir schlechtes Wetter, und von einem Lenz, der mir die schönste Jahreszeit bedeutet, konnte kaum die Rede sein. Aber seit beinah vierzehn Tagen ist es anders, in unsrem Garten schlagen die Nachtigallen, was Du, wie ich mich sehr wohl erinnere, so sehr liebst, und so bitten wir Dich herzlich, Dein schönes Hamburg auf ein paar Wochen zu verlassen und uns Deine Gegenwart schenken zu wollen. Treibel vereinigt seine Wünsche mit den meinigen, und Leopold schließt sich an. Von Deiner Schwester Helene bei dieser Gelegenheit und in diesem Sinne zu sprechen, ist überflüssig, denn ihre herzlichen Gefühle für Dich kennst Du so gut, wie wir sie kennen. Gefühle, die, wenn ich recht beobachtet habe, gerade neuerdings wieder in einem beständigen Wachsen begriffen sind. Es liegt so, daß ich, soweit das in einem Briefe möglich, ausführlicher darüber zu Dir sprechen möchte. Mitunter, wenn ich sie so blaß sehe, so gut sie gerade diese Blässe kleidet, tut mir doch das innerste Herz weh, und ich habe nicht den Mut, nach der Ursache zu fragen. Otto ist es nicht, dessen bin ich sicher, denn er ist nicht nur gut, sondern auch rücksichtsvoll, und ich empfinde dann allen Möglichkeiten gegenüber ganz deutlich, daß es nichts anderes sein kann als Heimweh. Ach, mir nur zu begreiflich, und ich möchte dann immer sagen: „Reise, Helene, reise heute, reise morgen, und sei versichert, daß ich mich, wie des Wirtschaftlichen überhaupt, so auch namentlich der Weißzeugplätterei nach besten Kräften annehmen werde, gerade so, ja mehr noch, als wenn es für Treibel wäre, der in diesen Stücken auch so diffizil ist, diffiziler als viele andere Berliner.“ Aber ich sage das alles nicht, weil ich ja weiß, daß Helene lieber auf jedes andere Glück verzichtet als auf das Glück, das in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht liegt. Vor allem dem Kinde gegenüber. Lizzi mit auf die Reise nehmen, wo dann doch die Schulstunden unterbrochen werden müßten, ist fast ebenso undenkbar, wie Lizzi zurückzulassen. Das süße Kind! Wie wirst Du Dich freuen, sie wiederzusehen, immer vorausgesetzt, daß ich mit meiner Bitte keine Fehlbitte tue. Denn Photographien geben doch nur ein sehr ungenügendes Bild, namentlich bei Kindern, deren ganzer Zauber in einer durchsichtigen Hautfarbe liegt; der Teint nüanciert nicht nur den Ausdruck, er ist der Ausdruck selbst. Denn wie Krola, dessen Du Dich vielleicht noch erinnerst, erst neulich wieder behauptete, der Zusammenhang zwischen Teint und Seele sei geradezu merkwürdig. Was wir Dir bieten können, meine süße Hildegard? Wenig; eigentlich nichts. Die Beschränktheit unsrer Räume kennst Du; Treibel hat außerdem eine neue Passion ausgebildet und will sich wählen lassen, und zwar in einem Landkreise, dessen sonderbaren, etwas wendisch klingenden Namen ich Deiner Geographiekenntnis nicht zumute, trotzdem ich wohl weiß, daß Eure Schulen — wie mir Felgentreu (freilich keine Autorität auf diesem Gebiete) erst ganz vor kurzem wieder versicherte — den unsrigen überlegen sind. Wir haben zurzeit eigentlich nichts als die Jubiläumsausstellung, in der die Firma Dreher aus Wien die Bewirtung übernommen hat und hart angegriffen wird. Aber was griffe der Berliner nicht an — daß die Seidel zu klein sind, kann einer Dame wenig bedeuten — und ich wüßte wirklich kaum etwas, was vor der Eingebildetheit unserer Bevölkerung sicher wäre. Nicht einmal Euer Hamburg, an das ich nicht denken kann, ohne daß mir das Herz lacht. Ach, Eure herrliche Buten-Alster! Und wenn dann abends die Lichter und die Sterne darin flimmern — ein Anblick, der den, der sich seiner freuen darf, jedesmal dem Irdischen wie entrückt. Aber vergiß es, liebe Hildegard, sonst haben wir wenig Aussicht, Dich hier zu sehen, was doch ein aufrichtiges Bedauern bei allen Treibels hervorrufen würde, am meisten bei Deiner Dich innig liebenden Freundin und Tante Jenny Treibel.“

„Nachschrift. Leopold reitet jetzt viel, jeden Morgen nach Treptow und auch nach dem Eierhäuschen. Er klagt, daß er keine Begleitung dabei habe. Hast Du noch Deine alte Passion? Ich sehe Dich noch so hinfliegen, Du Wildfang. Wenn ich ein Mann wäre, Dich einzufangen, würde mir das Leben bedeuten. Übrigens bin ich sicher, daß andere ebenso denken, und wir würden längst den Beweis davon in Händen haben, wenn Du weniger wählerisch wärst. Sei es nicht fürder und vergiß die Ansprüche, die Du machen darfst. Deine J. T.“

Jenny faltete jetzt die kleinen Bogen und tat sie in ein Kuvert, das, vielleicht um auch schon äußerlich ihren Friedenswunsch anzudeuten, eine weiße Taube mit einem Ölzweig zeigte. Dies war um so angebrachter, als Hildegard mit Helenen in lebhafter Korrespondenz stand und recht gut wußte, wie, bisher wenigstens, die wahren Gefühle der Treibels und besonders die der Frau Jenny gewesen waren.

Die Rätin hatte sich eben erhoben, um nach der am Abend vorher etwas angezweifelten Anna zu klingeln, als

sie, wie von ungefähr ihren Blick auf den Vorgarten richtend, ihrer Schwiegertochter ansichtig wurde, die rasch vom Gitter her auf das Haus zuschritt. Draußen hielt eine Droschke zweiter Klasse, geschlossen und das Fenster in die Höhe gezogen, obgleich es sehr warm war.

Einen Augenblick danach trat Helene bei der Schwiegermutter ein und umarmte sie stürmisch. Dann warf sie den Sommermantel und Gartenhut beiseite und sagte, während sie ihre Umarmung wiederholte: „Ist es denn wahr? Ist es denn möglich?"

Jenny nickte stumm und sah nun erst, daß Helene noch im Morgenkleide und ihr Scheitel noch eingeflochten war. Sie hatte sich also, wie sie da ging und stand, im selben Moment, wo die große Nachricht auf dem Holzhofe bekannt geworden war, sofort auf den Weg gemacht, und angesichts dieser Tatsache fühlte Jenny das Eis hinschmelzen, das acht Jahre lang ihr Schwiegermutterherz umgürtet hatte. Zugleich traten ihr Tränen in die Augen. „Helene", sagte sie, „was zwischen uns gestanden hat, ist fort. Du bist ein gutes Kind, du fühlst mit uns. Ich war mitunter gegen dies und das, untersuchen wir nicht, ob mit Recht oder Unrecht; aber in *solchen* Stücken ist Verlaß auf euch, und ihr wißt Sinn von Unsinn zu unterscheiden. Von deinem Schwiegervater kann ich dies leider nicht sagen. Indessen ich denke, das ist nur Übergang, und er wird sich geben. Unter allen Umständen laß uns zusammenhalten. Mit Leopold persönlich, das hat nichts zu bedeuten. Aber diese gefährliche Person, die vor nichts erschrickt und dabei ein Selbstbewußtsein hat, daß man drei Prinzessinnen damit ausstaffieren könnte, gegen *die* müssen wir uns rüsten. Glaube nicht, daß sie's uns leicht machen wird. Sie hat ganz den Professorentochterdünkel und ist imstande, sich einzubilden, daß sie dem Hause Treibel noch eine Ehre antut."

„Eine schreckliche Person", sagte Helene. „Wenn ich an den Tag denke mit dear Mr. Nelson. Wir hatten eine Todesangst, daß Nelson seine Reise verschieben und um sie anhalten würde. Was daraus geworden wäre, weiß ich nicht; bei den Beziehungen Ottos zu der Liverpooler Firma vielleicht verhängnisvoll für uns."

„Nun, Gott sei Dank, daß es vorübergegangen. Vielleicht immer noch besser, so können wir's en famille austragen. Und den alten Professor fürcht ich nicht, den hab ich von alter Zeit her am Bändel. Er muß mit in unser Lager hinüber. Und nun muß ich fort, Kind, um Toilette zu machen . . . Aber noch ein Hauptpunkt. Eben habe ich an deine Schwester Hildegard geschrieben und sie herzlich gebeten, uns mit nächstem ihren Besuch zu schenken. Bitte, Helene, füge ein paar Worte an deine Mama hinzu und tue beides in das Kuvert und adressiere."

Damit ging die Rätin, und Helene setzte sich an den Schreibtisch. Sie war so bei der Sache, daß nicht einmal ein triumphierendes Gefühl darüber, mit ihren Wünschen für Hildegard nun endlich am Ziele zu sein, in ihr aufdämmerte; nein, sie hatte angesichts der gemeinsamen Gefahr nur Teilnahme für ihre Schwiegermutter, als der „Trägerin des Hauses", und nur Haß für Corinna. Was sie zu schreiben hatte, war rasch geschrieben. Und nun adressierte sie mit schöner englischer Handschrift in normalen Schwung- und Rundlinien: „Frau Konsul Thora Munk, geb. Thompson. Hamburg. Uhlenhorst."

Als die Aufschrift getrocknet und der ziemlich ansehnliche Brief mit zwei Marken frankiert war, brach Helene auf, klopfte nur noch leise an Frau Jennys Toilettenzimmer und rief hinein: „Ich gehe jetzt, liebe Mama. Den Brief nehme ich mit." Und gleich danach passierte sie wieder den Vorgarten, weckte den Droschkenkutscher und stieg ein.

Zwischen neun und zehn waren zwei Rohrpostbriefe bei Schmidts eingetroffen, ein Fall, der in dieser seiner Gedoppeltheit noch nicht dagewesen war. Der eine dieser Briefe richtete sich an den Professor und hatte folgenden kurzen Inhalt: „Lieber Freund! Darf ich darauf rechnen, Sie heute zwischen zwölf und eins in Ihrer Wohnung zu treffen? Keine Antwort, gute Antwort. Ihre ganz ergebene Jenny Treibel." Der andere, nicht viel längere Brief war an Corinna adressiert und lautete: „Liebe Corinna! Gestern abend noch hatte ich ein Gespräch mit der Mama. Daß ich auf Widerstand stieß, brauche ich Dir nicht erst zu sagen, und es ist mir gewisser denn je, daß wir schweren Kämpfen entgegengehen. Aber nichts soll uns trennen. In meiner Seele lebt eine hohe Freudigkeit und gibt mir Mut zu allem. Das ist das Geheimnis und zugleich die Macht der Liebe. Diese Macht soll mich auch weiter führen und festigen. Trotz aller Sorge Dein überglücklicher Leopold." Corinna legte den Brief aus der Hand. „Armer Junge! Was er da schreibt, ist ehrlich gemeint, selbst das mit dem Mut. Aber ein Hasenohr guckt doch durch. Nun, wir müssen sehen. Halte, was du hast. Ich gebe nicht nach."

Corinna verbrachte den Vormittag unter fortgesetzten Selbstgesprächen. Mitunter kam die Schmolke, sagte aber nichts und beschränkte sich auf kleine wirtschaftliche Fragen. Der Professor seinerseits hatte zwei Stunden zu geben, eine griechische: Pindar, und eine deutsche: romantische Schule (Novalis), und war bald nach zwölf wieder zurück. Er schritt in seinem Zimmer auf und ab, abwechselnd mit einem ihm in seiner Schlußwendung absolut unverständlich gebliebenen Novalis-Gedicht und dann wieder mit dem so feierlich angekündigten Besuche seiner Freundin Jenny beschäftigt. Es war kurz vor eins, als ein Wagengerumpel auf dem schlechten Steinpflaster unten ihn annehmen ließ, sie werde es sein. Und sie war es, diesmal allein, ohne Fräulein Honig und ohne den Bologneser. Sie öffnete selbst den Schlag und stieg dann langsam und bedächtig, als ob sie sich ihre Rolle noch einmal überhöre, die Steinstufen der Außentreppe hinauf. Eine Minute später hörte Schmidt die Klingel gehen, und gleich danach meldete die Schmolke: „Frau Kommerzienrätin Treibel."

Schmidt ging ihr entgegen, etwas weniger befangen als sonst, küßte ihr die Hand und bat sie, auf seinem Sofa, dessen tiefste Kesselstelle durch ein großes Lederkissen einigermaßen applaniert war, Platz zu nehmen. Er selber nahm einen Stuhl, setzte sich ihr gegenüber und sagte: „Was verschafft mir die Ehre, liebe Freundin? Ich nehme an, daß etwas Besonderes vorgefallen ist."

„Das ist es, lieber Freund. Und Ihre Worte lassen mir keinen Zweifel darüber, daß Fräulein Corinna noch nicht für gut befunden hat, Sie mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen. Fräulein Corinna hat sich nämlich gestern abend mit meinem Sohne Leopold verlobt."

„Ah", sagte Schmidt in einem Tone, der ebensogut Freude wie Schreck ausdrücken konnte.

„Fräulein Corinna hat sich gestern auf unsrer Grunewaldpartie, die vielleicht besser unterblieben wäre, mit meinem Sohne Leopold verlobt, nicht umgekehrt. Leopold tut keinen Schritt ohne mein Wissen und Willen, am wenigsten einen so wichtigen Schritt wie eine Verlobung, und so muß ich denn zu meinem lebhaften Bedauern von etwas Abgekartetem oder einer gestellten Falle, ja, Verzeihung, lieber Freund, von einem wohlüberlegten Überfall sprechen."

Dies starke Wort gab dem alten Schmidt nicht nur seine Seelenruhe, sondern auch seine gewöhnliche Heiterkeit wieder. Er sah, daß er sich in seiner alten Freundin nicht getäuscht hatte, daß sie, völlig unverändert, die, trotz Lyrik und Hochgefühle, ganz ausschließlich auf Äußerlichkeiten gestellte Jenny Bürstenbinder von ehedem war, und daß seinerseits, unter selbstverständlicher Wahrung artigster Formen und anscheinend vollen Entgegenkommens, ein Ton superioren Übermuts angeschlagen und in die sich nun höchstwahrscheinlich entspinnende Debatte hineingetragen werden müsse. Das war er sich, das war er Corinna schuldig.

„Ein Überfall, meine gnädigste Frau. Sie haben vielleicht nicht ganz unrecht, es so zu nennen. Und daß es gerade auf diesem Terrain sein mußte. Sonderbar genug, daß Dinge der Art ganz bestimmten Lokalitäten unveräußerlich anzuhaften scheinen. Alle Bemühungen, durch Schwanenhäuser und Kegelbahnen im stillen zu reformieren, der Sache friedlich beizukommen, erwiesen sich als nutzlos, und der frühere Charakter dieser Gegenden, insonderheit unseres alten, übelbeleumdeten Grunewalds, bricht immer wieder durch. Immer wieder aus dem Stegreif. Erlauben Sie mir, gnädigste Frau, daß ich den derzeitigen Junker generis feminini herbeirufe, damit er seiner Schuld geständig werde."

(Fortsetzung folgt.)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

Urheberschutz (Copyright) für Koehler & Amelang, Leipzig.

(12. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Gretchen steht zitternd. Nun drängt sie sich ganz gegen die Fensterbank. Aber sie merkt schon, daß sie dieser Frau nicht entschlüpfen kann. Die kennt kein Beleidigtsein und keine Entrüstung und stürmt nicht mit dem hocherhobenen Kopf der Gerechtigkeit aus dem Zimmer.

Es wird sehr chaotisch in ihr. Aber das ist gut. Das löst wenigstens ihre Zunge, die immer, schon allzu lange, zu allem geschwiegen hat.

„Warum, fragen Sie? — Weil ich auch etwas tun wollte, was jedes Mädchen hier tut, eine Arbeit, eine Beschäftigung, irgend etwas, daß man sich nicht so überflüssig vorkommt. Alle arbeiten! Und sie selbst haben gesagt, daß auch eine Schauspielerin ehrliche Arbeit tut. Damals im Theater, als die Bergner hier war. Ich wußte keinen anderen Weg. Dies kam so schnell! Und da tat ich es. Es sollte nur zum Anfang sein, — nichts als ein Anfang —"

„Schöner Anfang," sagte Frau Seitz sanft und so, als ob das Ganze sie gar nichts anginge.

Ihr Verhalten geht über das bißchen Verstand, das dem verstörten Mädchen noch geblieben ist. Es ist schrecklich, daß diese Frau ihr nachgefahren ist und sie gefunden hat. Aber ganz unheimlich ist die Sanftmut, mit der sie das Erlebnis hinnimmt. Weiß sie alles?

„Die Revue", stammelt sie halblaut, „diese lebenden Bilder . . ."

Frau Lissie rührt sich nicht. Sie schreit nicht auf, als wenn sie einen Blick in Sodom und Gomorra tun müsse. Sie nickt nur. Es läuft über Gretchens Gesicht, als riesele dort kaltes Wasser herab. In ihrem Blick ist Abscheu und Furcht. „Es sollte mir den Weg ebnen zur richtigen Schauspielerkarriere, — ich sollte gesehen werden, Aufmerksamkeit erregen, — so sagte er."

„Er — das ist Herr Eugen Wunderlich, nicht wahr?"

Woher weiß sie auch das?

Frau Lissie rennt auf einmal wild hin und her. „Dieser Mensch ist ein Schuft! Wie konnten Sie ihm glauben? Ich wollte ihn nicht in meinem Hause haben, wie hat er sich an Sie herangemacht? Erkannten Sie denn nicht, daß er ein unsauberes Element war?" Wieder ist es wie heute früh, als ob sie einen Schlag gegen den Magen bekäme. Vielleicht ist dies nicht alles, was er angerichtet hat, vielleicht geht das perfide Schelmenstück noch viel weiter —.

Sie muß sich hinsetzen. Ein Schrecken nach dem andern greift nach ihr. Es hilft nichts, sie muß an die Wahrheit heran. Was auch dabei herauskommt.

„Gretchen! Setzen Sie sich hier an den Tisch. Wir müssen Klarheit haben. Wie soll es sonst wieder eingerenkt werden?"

„Eingerenkt?"

Lissie winkt ungeduldig. „Halten Sie uns nicht so auf! Sie sehen doch, daß ich da bin, um es einzurenken. Glauben Sie, ich fahre ohne Sie wieder nach Hamburg? Kontrakt oder nicht! Dieser Schuft ist zu fassen. Sie sind noch nicht mündig. Nichts hat Gültigkeit. Außer Sie wollten absolut hierbleiben. Als Trikotgeschöpf in einer Muschel. — Wollen Sie das?"

Das Mädchen hat sich gehorsam auf die verblichene Chaiselongue gesetzt. Sie hebt plötzlich die Hände seltsam in die Luft:

„Sie wollen — Sie wären hier, um mich mit nach Hamburg zu nehmen? Jetzt noch? Wo Sie doch alles wissen? — Nein, das habe ich falsch gehört, das ist unmöglich —"

„Ja Kind — was ist denn? Natürlich nach Hamburg. Mein Mann soll gar nicht erfahren, daß Sie fort waren. Er macht sich Sorgen um Sie. Wir können, wenn wir uns nicht zu lange aufhalten, früh am Nachmittage zu Hause sein. Und offiziell ist nichts geschehen. Eine kleine Eskapade, von der nur Sie und ich wissen. — Oder wollen Sie bleiben? Absolut Kabarett und Bühne? Ist es innerer Zwang? — Ich muß das wissen, Gretchen. — Was ist Ihnen?"

Gretchen ist vornübergefallen, daß der leichte Tisch weggeschoben wird und sie auf die Knie gestürzt wäre, wenn Lissie sie nicht festgehalten hätte. Sie klammerte sich an Frau Lissis Arm:

„Er hat mir Sekt gegeben, — viel Sekt, — es war nach dem Tanzen nachmittags im Atlantik-Hotel, wir wollten alle noch etwas essen, ich wollte nach Hause, — ja, ich wollte es ganz gewiß, aber die anderen überredeten mich, nur eine Viertelstunde in der Bar, ein Brötchen und einen Vermouth, weiter nichts. Und dann gingen die andern sehr rasch fort, ich weiß nicht, wie es kam — aber zuletzt war nur noch Wunderlich da. Er sprach über alle Berufe mit mir, — ich dachte an nichts anderes mehr. Und an die Bergner. Und daß er immer sagte, ich sei viel geeigneter als sie, schöner, sagte er! Und ich solle aushelfen. Es wäre der Anfang meiner Karriere —

Und dann bestellte er Sekt."

Sie springt auf. Ihr blasses, überwachtes Gesicht glüht jetzt. „Ich habe in dieser Nacht abgeschlossen mit dem Leben, was ich bisher geführt habe. Ich mußte es. Ich mußte alles zerreißen. — Ich kann doch nicht zurück. Ich muß doch dabei bleiben. — Zu Hause, bei meinen Eltern, bin ich kein anständiger Mensch mehr. Aber in den großen Städten wird es nicht so schlimm sein" — sie lächelt wild — „da werde ich wohl den Weg auch gehen können, den so viele hier gehen, und aller Erfolg ist auf ihrer Seite — jeder bewundert sie, — — ich muß eben —"

Über das glühende Gesicht laufen große Tränen. Lissie brennt das Herz. Sie faßt das Mädchen an den Schultern, die soviel höher sind als ihre eigenen und zerrt sie zu sich herunter. „Du mußt nicht, Kind, wenn du nicht willst! Welcher fürchterliche Unsinn! Das sind romantische, eingebildete Vorstellungen. — Jeder irrt sich einmal! Und du hast dich geirrt. Ich sehe es ja. Du willst es ja gar nicht! Alles ist nur die Schufterei dieses Burschen. Wer wird von dir verlangen, daß du dein ganzes Leben verschleuderst wegen eines kleinen Irrtums und einiger Gläser Sekt, die du nicht vertragen konntest? Unsinn!"

Gretchens Kopf liegt auf ihrer Schulter und sie wird von ihrem Schluchzen erschüttert. „Wer? — Alle. Es ist zu spät. Wer glaubt mir denn, daß ich es eigentlich gar nicht wollte? Wer verkehrt mit einem Mädchen, das nackt, beinah nackt — vor tausend Leuten gestanden hat? Niemand! Kein anständiger Mensch!"

Das also ist es.

Eine ganz schäbige Bauernfängerei. Menschenfang schlimmster Sorte.

Sie streicht vorsichtig über den zuckenden Kopf. „Professor Seitz und Frau verkehren mit dir, dummes Kind. Und die anderen auch. Ich möchte den sehen, der es in meinem Freundeskreise wagt, den Pharisäer zu spielen. Außerdem kannte dich ja niemand. Das einzige Gute an der ganzen Geschichte ist der Name Rita Lee. — Rita, dummes kleines Schaf!"

Sie kann nicht anders, sie muß lachen. Sie nimmt den heißen, von Tränen feuchten Kopf und küßt beide Wangen, und zuletzt die kleine, rote Nase.

Das ist zuviel für Gretchen. Seit vielen Wochen hat kein zärtlicher Mund ihr Gesicht berührt. Die Anklage bricht aus ihr hervor, sie kann es nicht mehr hindern. —

„Ich hatte keinen, zu dem ich sprechen konnte! Und Wolff schrieb auch fast gar nicht mehr. Nicht eine Freundin! Ich konnte es nicht mehr allein auseinander halten, — alles dies —"

„Lissie beißt auf ihrer Lippe herum. Markus! Er hat immer recht. Versäumnisse . . . einen ganz kurzen Augenblick würgt sie an dem Gefühl, gescholten und im Unrecht zu sein, dann hat sie es überwunden.

Es fällt ihr gar nicht auf, daß sie schon seit einer Weile „Du" zu Gretchen sagt. Sie weiß auch nicht, daß nur dieses Du das versteinte Unglück gelöst hat. Sie brauchte es aber weiter, es ist nun auch selbstverständlich. Sie hat plötzlich wieder ein kleines Kind, das sich anklammern will und das Arme nach ihr ausstreckt. Es ist ungewohnt, aber es ist doch schön. Es ist sehr lange her, das etwas Hilfloses flehend nach ihr rief. Jetzt hört sie es rufen und sie kommt sofort.

„Du sollst mir alles erzählen. Von Wolf und von Sandershausen. Und einen Beruf suchen wir nun miteinander aus. Denn Schauspielerin willst du ja anscheinend nicht mehr werden, nicht wahr?"

„Nein. Nicht mehr. Bitte nicht! — Wenn ich nicht muß —"

Lissie sieht scharf in das weiche Gesicht. „Woher kommt der Umschwung, kannst du es mir nicht sagen? Noch gestern war es doch dein größter Wunsch. Wenn du nun regelrechten Unterricht bekämest, du bist ja hübsch, der lumpige Kerl hat recht, — willst du es dann auch nicht mehr?"

Die Angst in Gretchens Augen ist wieder da. „Nein! Ich kann unter diesen Menschen nicht leben. Ich kannte sie nicht. Sie sind anders als ich."

Lissie fühlt, wie ihr Instinkt sie vorwärts stößt. „Inwiefern sind sie anders? Bei welcher Gelegenheit wurde dir das klar? Zwischen den Girls?"

„Nein! Sie waren kaum anders als alle jungen Mädchen hier."

„Also, wer sonst brachte dir diesen Abscheu bei? Ich bitte darum, Gretchen, sag es jetzt! Wir sprechen dann nie wieder darüber."

Gretchen senkt den Kopf. „Dieser, dieser Wunderlich, — er wollte, nein, ich kann es nicht sagen."

Lissie meint, daß sie jetzt mindestens 10 Pulsschläge in der Minute hat. „Doch. Du kannst. Raus damit! — Ist er dein Liebhaber?"

Gretchen wird so weiß wie ihr kleiner Halskragen. „Nein! Aber er wollte es. Er sagte, ich müßte es. Jede Frau von Welt wäre so. Es wäre lächerlich, wie ich mich benähme. Ich wäre eine komische Figur. — Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Der Schlüssel schloß so schlecht. — Glaubst du mir denn?"

Sie ist jetzt nicht mehr Gretchen Lemme aus Sandershausen, behütetes Küken und Heiratsprojekt ihrer Mutter. Sie ist im Strudel gewesen und eine andere ist daraus hervorgetaucht.

„Ja, Margarete. Natürlich. — Dieser Faun! Jede Frau von Welt! Er kennt ja gar keine. Nur Halb- und Viertelwelt! — Nicht einmal eine kleine, mittelmäßige Schauspielerin kennt er. Sonst würde er etwas mehr Menschenkenntnis haben . . . O, wie glücklich bin ich!"

Lissie Seitz läuft in ihrer großen Aufregung vom Fenster zur Tür und wieder zurück. Ja, sie ist glücklich! Wie hätte sie Ruhe finden sollen, wenn das schlecht bewachte Gut beschädigt, ruiniert, von diesem schlaffen, verkommenen, schuftigen Nerogesicht besudelt worden wäre? —

„Jetzt wollen wir essen gehen. Du hast ihm hoffentlich nichts davon geglaubt, was er von den Frauen von Welt gesagt hat! Gut, darling. Ich werde dir Vorlesungen darüber halten. — Nun wasch dein Gesicht! — Ich denke, Felix wird inzwischen für das Weitere gesorgt haben. Hoffentlich hat er den Nero gut gewalkt. Er kann nämlich boxen. Ich gönne es ihm, daß er ihm das Nasenbein einschlägt, diesem Burschen. — Und sobald wir wieder ruhige, vernünftige Hamburger sind, fahren wir nach Hause. Komm, Kind!"

Sie greift nach Gretchens Haaren, die sich gelockert haben. Gretchen hält die Hand fest und will sie küssen. Lissie lacht. „Du bist meine Freundin. Schüttle mir meinetwegen die Hand. Aber laß den Unsinn. — Gibt es hier eine Glocke?"

Gretchen sucht, noch immer nicht fähig, das Glück ihrer großen Erleichterung zu fassen, an der Tür. Es läutet, und als der Kellner kommt, bestellt Lissie heißes Wasser. So kann das Kind nicht auf die Straße gehen.

Aus Mangel an Liebe — —

Noch einmal wallt die Beschämung in ihr auf. Wehe dem, der kalten Herzens ist! Sie ist nicht kalten Herzens. Sie hat selbst ein Kind, um das sie sich sorgt. Aber dieses hier lief fort, weil niemand nach seinen Kümmernissen fragte. Indiskretion! Auch dummes Zeug. Ein wirklich warmes Herz ist niemals indiskret. In was hat sie sich da hineingeredet?

Markus darf nichts wissen, denkt sie, während sie Gretchens armes übermachtes Gesicht sorgfältig mit dem heißen Wasser abreibt und es dann mit Kölnischem Wasser, Creme und Puder bearbeitet.

„Du mußt lügen, Gretchen. Mein Mann soll nie erfahren, wo du gewesen bist. In Hamburg wird keiner wissen, wer die letzte Venus war. Die Programme verrieten nichts von deiner Herkunft? Gut. Felix spricht nicht. Und diesen Herrn Wunderlich werden wir schon still kriegen, eventuell mit der Staatsanwaltschaft. — Dummer Kerl! Hat er dich für mehr als einundzwanzig gehalten? Schon das allein bricht ihm das Genick." Sie lacht vergnügt und leichtsinnig. Es ist so wundervoll, daß alles Schlimme vorbei ist und daß man jetzt wieder nach Hause fahren kann.

„Und meine Eltern", fragt Gretchen, während ihr Gesicht immer frischer und jünger unter Lissies Fingern wird.

(Fortsetzung folgt)

Bunte Chronik



*** Das Festessen der 16 000 Hungernden.** Die Hollywooder Filmsterne luden vor kurzem die im Filmdorado weilenden ausländischen und auswärtigen Pressevertreter zu einem feierlichen Essen ein. Die Journalisten wurden am Eingang des feudalen Restaurants von einer Schar prunkvoll uniformierter Diener empfangen. Im blumengeschmückten Festsaal brannte jedoch kein einziger Kronleuchter; es flackerten vielmehr nur einige hundert Wachskerzen und hüllten die Erschienenen in ein mystisches Halbdunkel. Die Filmkünstler werden — so begründete man die seltsame Beleuchtung — tagsüber stundenlang von dem grellen Licht der Jupiterlampen geblendet und leiden sehr darunter: sie müssen ihre Augen schonen und bevorzugen für private Geselligkeiten eine „abgetönte" Beleuchtung. Die Lakaien meldeten auch alsbald die Ankunft der Stars: Douglas Fairbanks, Charlie Chaplin, Buster Keaton, Lilian Gish, der Pickford und all der anderen Größen der Flimmerwand. Lautlos servierten die Kellner ein auserlesenes Menü; die erste Tischrede hielt Fairbanks, der seine Begrüßungsworte mit allerlei Artisten-Kunststücken würzte. Auch die Pickford ließ es sich nicht nehmen, den Journalisten für ihr so zahlreiches Erscheinen zu danken. Nach dem ausgezeichneten Essen wurde den Versammelten etwas ganz Außergewöhnliches geboten: ein Festkonzert, bei dem kein Geringerer als John Gilbert konferierte. Buster Keaton sang den Prolog aus „Bajazzo", Chaplin zeigte sich als vorzüglicher — Wagner-Sänger, und Lilian Gish fiel durch ihr geradezu meisterhaftes Klavierspiel auf. Die Gäste staunten nicht wenig, denn Chaplin war bisher in der Öffentlichkeit als stimmloser Filmheld und Frau Gish als eine gänzlich unmusikalische Dame bekannt . . . Die weitere Abwickelung des großangelegten Programms wurde leider durch das Erscheinen der Polizei gestört. Sie hielt es für ihre Pflicht, die ortsunkundigen Gäste aufzuklären, daß sie einer — Mystifikation zum Opfer gefallen waren! Das wohlgelungene Fest wurde nicht wie angenommen von den Prominenten, sondern vom — Verband der Komparsen veranstaltet, die alle in der Maske der Stars erschienen waren, um auf diese Weise ihre vielseitige Begabung und gleichzeitig ihre unhaltbare materielle Lage darzutun. Die 16 000 Komparsen von Hollywood führen nämlich ein Hundeleben und müssen oft hungern, da sie durchschnittlich nur einmal in der Woche beschäftigt werden und für die ganztägige Arbeit vier bis sechs Dollar erhalten. Sie opferten ihre letzten Ersparnisse, um durch das „Festessen der Hungernden" die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich zu lenken. So ist es durchaus möglich, daß zumindest die geistigen Väter der originellen Idee den Traum ihrer Träume — nämlich ein festes Engagement — verwirklicht sehen.

Lustige Rundschau



*** Überraschung.** „Würden Sie einen dummen Mann seines Geldes wegen heiraten?" — „Dieser Antrag kommt so plötzlich, daß ich nicht weiß, was ich antworten soll!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.